

Mein Name ist Günther Rädler, Jahrgang 1940, geboren in Dresden

Meine Vorfahren väter- und mütterlicherseits stammten aus Lindenberg und waren bemerkenswerte Persönlichkeiten. Mein Ur-Urgroßvater Alois Rädler, geboren am 8.12.1798 wurde Teilhaber der Käsehandelskompanie von Hirnbein. Hirnbein wurde als Allgäuer „Alpenkönig“ bezeichnet. Er war Inhaber großer Alpen, die bis zum Grünten mit dazugehörigen Waldungen reichten.



Alois war mit einem guten Mundwerk und besonderer Tatkraft gesegnet. Ein Oskar König schrieb 1935 im Lindenberger Heimatblättle:

„Alois Rädler hatte nicht nur die älteste Rundkäse-Firma des Allgäus, sondern von ganz Deutschland“. Dieser Ur-Urgroßvater sah für mich auf Bildern immer sehr grimmig aus und hatte einen ganz strengen Mund. Er hatte 13 Kinder, von denen sieben gestorben sind.



Was mich besonders beeindruckt, waren die Erzählungen über ihn: Er machte seine Geschäftsreisen zu Fuß, bis nach Plauen und Zwickau, wo es zwei Hirnbein'sche Niederlassungen gab. Dabei fuhr er mehrere übrige Käselaipe und Käsekisten auf Schubkarren von Geschäft zu Geschäft. Im Hochsommer, wenn der Käse zu verlaufen drohte, fuhr er von Haus zu Haus, um die Ware schnell an den Mann zu bringen. 1844 verlässt Alois Rädler die Firma Hirnbein und gründete mit 63 Jahren noch eine Lohnspinnerei in Bremenried. Nach einigen erfolgreichen Jahren musste er den Betrieb verkaufen, da der Flachsabbau ständig zurückging. Aus dem Betrieb wurde später die Firma Strohmaier.

1865 übergab er seinem Sohn Lorenz, dem bekannten Elektropionier, seinen Käsegroßhandel. Lorenz, geboren 1833 war damals 32 Jahre alt. Bei dieser notariellen Übergabe mit Brief und Siegel muss ein Misstrauen zwischen Eltern und Kindern geherrscht haben, weil sogar die Nahrungsmittel-Übergabe schriftlich festgelegt wurde. Lorenz war ein weitgereister, wagemutiger Mann und er baute schon Ende der 80er Jahre die erste Zentrifugen-Molkerei mit Kraftbetrieb in Lindenberg. Diese Neuerung in der Käseherstellung wurde von Leuten von weither bestaunt.

Aufgrund seiner geschäftlichen Erfolge und auch durch seine finanziellen Opfer konnte er seine hochfliegenden Pläne verwirklichen.

1889 stand im Anzeigebblatt für das westliche Allgäu: „Die Elektrizität gilt als unheimlich und gefährlich und die Leute hatten Angst vor dem Tod durch Elektrizität“. Lorenz Rädler ließ sich nicht davon abhalten, in Rickenbach für die Gemeinden Lindenberg und Scheidegg die Wasserfälle zur Stromerzeugung zu nutzen. Durch eine Bachbegradigung wurde eine höhere Fließgeschwindigkeit erreicht. Bei 45 m absolutem Gefälle des Wassers wurde damit eine Turbine mit Dynamomaschine angetrieben und dadurch Strom erzeugt. Über sogenannte Holzständer-Leitungen wurde der Strom nach Lindenberg und Scheidegg gebracht.

1893 erstrahlten dann vom Rickenbacher Elektrizitätswerk im Haus von Lorenz Rädler, im Gasthaus Zum Hirschen und im Löwen die ersten Lampen, angeblich vor der Landeshauptstadt München. Die Legende erzählt, dass sich am folgenden Morgen zwei Lindenberger trafen und sich über die Beleuchtung im Haus Rädler unterhielten. Dabei sagte der eine zum anderen: „Hoscht du gsäe wie hell des Licht brennt hot, so hell wie 12 Kerze und do kasch blose wi dwit, des got it aus.“



Die erste Straßenlampe brannte vor dem Haus des Lorenz Rädler, Hauptstraße 72, hier im Bild rechts oben



Dasselbe Haus in einer anderen Perspektive, beide Aufnahmen aus den Jahren 1893/94.

Bilder: Stadtarchiv

1904 verstarb Lorenz Rädler und seine Söhne führten die Firma weiter.

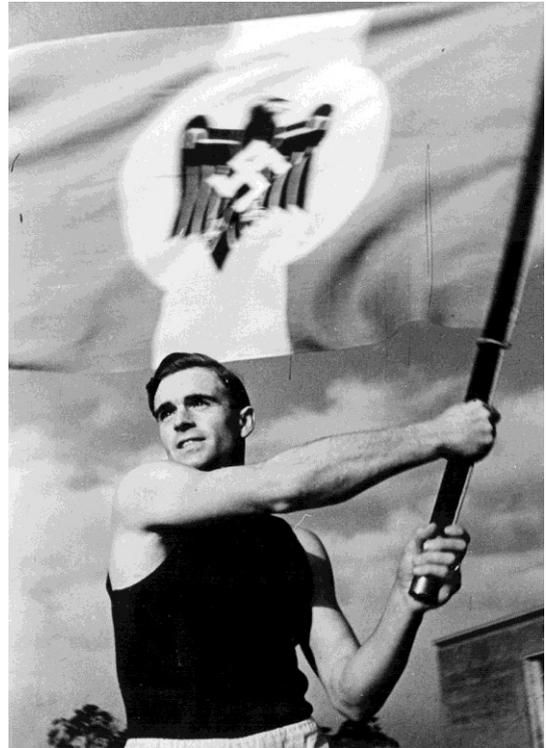
Und nun zu mir: Ich habe nur ganz wenige Kindheits- und Jugendfotos von mir, aber ganz schlimme Erinnerungen an die Bombenangriffe auf Dresden. Sehr oft mussten wir beim Alarm in den Keller rennen und einmal haben wir uns im Wohnzimmer unter dem Tisch versteckt und sahen, wie die Bomben auf die umliegenden Häuser fielen. Bei dem schwersten Angriff der Engländer auf Dresden waren wir im Keller und hatten ganz großes Glück, da das Nachbarhaus zum Teil getroffen wurde. Mit dem letzten LKW konnten wir vor den Russen aus Dresden flüchten. In dem ganzen Chaos des eiligen Aufbruchs hat meine Mutter panisch nur Stopfgarn in die Schultaschen meiner beiden ältesten Schwestern gesteckt, aber wir waren trotz allem froh, davon gekommen zu sein. Wie wir nach Lindenberg kamen, weiß ich nicht mehr, doch wurden wir bei unserer Oma, ihre Tochter Elsa und meiner Cousine in der Sedanstraße 1 aufgenommen. Das Haus steht heute noch. Mein Vater hatte einen Arm- und Beindurchschuss und lag später im Lazarett im Waisenhort (heute Humboldtschule). 1946 ist dann meine Mutter von mir und meinen drei Geschwistern weg gestorben und wir wurden von unserer Oma, der Tante, und meiner Cousine versorgt.

Meine Oma „Luisle“ war eine außergewöhnliche, herzensgute und schicksalserprobte Frau. Die früh verwitwete Oma mit meiner Tante, ebenfalls früh verwitwet und ihre Tochter, meine Cousine, waren oft mit unserer Erziehung überfordert. Zur Unterstützung haben sie dann manchmal, um mir zu drohen, den Polizisten Fichtel vom Rathaus neben uns geholt, der aber auch nicht allzu viel bewegen konnte. Von meinen Angstattacken abgesehen, besonders bei Feuerwehralarm, war das eine halbwegs gute Zeit unter Nachkriegszeit-Umständen. Zusammen mit den vielen Nachbarskindern hatten wir rund um die Kreuzung Hauptstraße, Marktstraße und Sedanstraße einen großen Platz zum Spielen, da es zu dieser Zeit fast keinen Straßenverkehr gab. In der Krone nebenan gab es die Marokkaner, die zu uns Kindern immer sehr nett waren.

Schlimm war für mich der Winter im ersten Jahr in Lindenberg. In Ermangelung von normaler Kinderkleidung musste ich auch bei viel Schnee kurze Hosen mit langen Wollstrümpfen tragen, die mit „Weiber-Strapsen“ festgehalten wurden. Nach zwei Jahren ohne Mutter hatte ich dann große Probleme mit meinem Vater, vor allem, als wir dann eine Stiefmutter bekamen, die zwei Kinder mit in die neue Ehe brachte. Es kamen dann noch drei Kinder dazu und wir waren dann elf Personen im Haushalt. Mein Vater war autoritär und die neue Mutter sehr dominant. Mein Vater verweigerte mir Antworten auf seine Vergangenheit in Bezug auf den Krieg und erst viel später sah ich ein Foto mit ihm als Nazi-Fahnenträger bei der Olympiade 1936 in Berlin, wo er Sport studiert hatte.



Ich im Alter von 6 Jahren
und mein Vater als Fahnenträger der
deutschen Turner bei den Olympischen
Spielen 1936 in Berlin



Ich besuchte in Lindenberg die Volksschule und dann das Gymnasium, aber die Lehrkräfte und ich machten uns gegenseitig das Leben schwer. Ich war mehr mit Kinderhüten des ersten Kindes aus der zweiten Ehe beschäftigt als mit dem Lernen für die Schule.

Nach einer Lehre als Hutmacher bei der Firma Ottmar Reich, der bestandenen Gesellenprüfung, wechselte ich nach Augsburg zur Hutfabrik Lembert. Nach zwei Jahren führte mich mein Weg nach Italien in die Hutfabrik Giuseppe Rossi, wo ich ein Volontariat absolvierte. Im Valdarno gelegen, zwischen Florenz und Arezzo, in Montevarchi gab es drei Hutfabriken. Ich war dort eine Besonderheit insofern, da dort kaum jemand deutsch sprach, und ich kein Wort italienisch konnte. Trotzdem konnte ich viele neue Eindrücke und Erfahrungen sammeln.

Ein Jahr später kam ich nach Lindenberg zurück und arbeitete bei Mayser&Milz. In Ulm bei Mayser machte ich meine Meisterprüfung. Danach bei Mayser&Milz zurück in Lindenberg, gründete ich eine Familie.

Die nächsten zwei Jahre fuhr ich zweimal pro Woche nach der Arbeit nach Kempten, um die Prüfung als Wirtschaftsassistent abzulegen. Nach wechselnden Arbeitsaufgaben bei Mayser nutzte ich die Möglichkeit, nochmals einige Semester an der Fachhochschule für Textilindustrie in Reutlingen zu studieren und erfolgreich abzuschließen.

Besonders die Bereiche Textilchemie und Färberei hatten mir viel Schwierigkeiten bereitet, da ich die eigentlich notwendigen Fachkenntnisse nicht hatte. Trotzdem war es für mich positiv, da ich im weiteren Verlauf meiner Tätigkeit bei Mayser mich mit der thermischen Verformung von

synthetischen Gewirken für die Mieder-Industrie befassen musste. Immer in Erinnerung bleiben mir die jährlichen Dessous-Messen in Düsseldorf und Paris.

In meinem Ruhestand habe ich immer gerne Führungen im alten Hutmuseum gemacht und mich sehr dafür eingesetzt, dass wir ein neues Hutmuseum in Lindenberg bekamen, um unsere Hut-Heimatgeschichte weiterzugeben.

Es hat dreierlei Rädler gegeben: die Kuh-Rädler, die Käs-Rädler und die Dreck-Rädler. Die Dreck-Radler, das waren wir, weil mein Großvater die Kiesgrube besessen hat. Wir waren als Kinder überwiegend auf dem Hof vom Kuh-Rädler, weil es einfach zum Spielen ganz toll war. Der Kreuzhof, wo heute die Bäckerei Holderied ist, das war früher ein Bauernhof und runterwärts war gar nichts mehr. Auf der linken Seite beim Müllermarkt war Aurel Huber, und nach der Hutfabrik, gab es nichts mehr. Wiese bis hinauf zur Staufner Straße, alles frei. Mit meinem Cousin Martin, der heute im Spielermoos wohnt, haben wir damals sehr viel Mist gemacht. Im Heustock rum gesprungen wie die Verrückten, natürlich auch rein gepieselt was man überhaupt nicht soll, wir waren eben Kinder. Wir haben uns unheimlich amüsiert, wenn der Knecht mit dem Stier zum Decken gekommen ist. Man hat extra eine Rampe für den Stier gemacht und wir haben uns versteckt und zugeschaut, haben aber nicht kapiert, um was es eigentlich gegangen ist. Der Knecht hat einmal den Stier an seinem Nasenring morgens herunter geführt. Unten am Bach hat man ihn zum Gras an eine lange Kette gebunden. Der Stier, ein Riesentier hatte einmal einen schlechten Tag und er hat seinen Kopf geschüttelt einen Zuckler gemacht und der Knecht ist durch die Gegend geflogen. Das haben wir Kinder natürlich unheimlich lustig gefunden. Das höchste war, der Onkel Rupert hatte im Spielermoos seine Wiesen gehabt, das Gebiet war damals noch nicht bebaut, man hatte also die Kühe durch die Stadt geführt, und man musste natürlich auch bschütten. Ich bin einmal auf dem Traktor gesessen auf dem Weg zum Spielermoos und visavis von unserem Elternhaus war der Friseur Dornberger. Wenn es warm war, hatte der alle Fenster geöffnet. Wir sind also an dem Haus vorbei gefahren und ich kam auf die Idee, am Bschüttfass den Schieber zu öffnen. Die ganze Straße war voller Jauche, es hat gestunken wie die Pest, aber der Onkel hat es zum Glück nicht gemerkt. Die Leute konnten sich im Friseursalon nicht mehr aufhalten, weil es so gestunken hat.

Zum Skifahren gingen wir an den Weilemer Buckel, dort wo heute die Berg-Kolonie ist. Damals gab es noch kein einziges Haus und man konnte den Buckel hinunter zur Hirschstraße skifahren und rodeln. Einmal hat's mich so in den Pulverschnee rein gehaut, ich wusste gar nicht mehr wo oben und unten ist, und ich war gerade dabei, mich wieder raus zu buddeln, als keinen Meter neben mir noch mal so eine Schneelawine angekommen ist. Da hat sich auch jemand aus dem Schnee heraus gebuddelt. Das war der Pfarrer Götz. Er sieht mich und sagt: „ Was schaut jetzt da so blöd, das ist doch logisch, nach jedem Satz kommt ein Punkt. Und das war jetzt der Punkt“. Da haben wir beide so lachen müssen.

Als Ministrant haben wir auch tolle Sachen erlebt. In der alten Kirche war ich am liebsten bei Beerdigungen, da hat es immer ein wenig Geld gegeben, ein paar Pfennige. Und das Schönste war, wir durften selber die Glocken läuten an den drei Strängen. Wenn wir uns an die große Glocke gehängt haben, die hat uns gute zweieinhalb Meter hoch gezogen, das war wirklich toll. Einmal hatten wir einen neuen Ministrant. Die Leute waren schon alle in der Kirche und haben den Rosenkranz gebetet, wir haben den Neuen aufgefordert, sich an den Glockenstrang zu hängen und sich so weit wie möglich nach oben ziehen zu lassen. Dabei stellten wir einen Putzeimer unter den Glockenstrang und natürlich fiel der Neue voll in den Putzeimer. Es hat einen furchtbaren Krach gegeben und der Mesner war natürlich auch gleich zur Stelle aber er konnte nicht wirklich laut schimpfen, weil ja die Leute alle in der Kirche am Rosenkranz beten waren.